

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 297.

Montag, 30. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Am nächsten Nachmittag erschien Lillian in einem fabelhaften Reithut, von Stephan begleitet. „Goldlilie“ wurde herausgeführt, sie schien ausgezeichnete Laune. „Sie haben das Pferd gestern und heute durchgeritten?“ fragte Thüningern leise zu Fritj. Der schlug die Hacken zusammen: „Jawoll, Herr Baron.“ Das verstohlene Grinsen zu dem alten Bogis hinüber entging Stephan, er war herangetreten, um Lillian beim Aufsteigen behilflich zu sein.

„Goldlilie“ begrüßte ihren Herrn sehr freundlich. Sie war durchaus bereit, mal einen ordentlichen Galopp zu machen, denn dieses Herumstehen auf der Wiese hinter den Koppeln war sehr langweilig gewesen. Aber dann legte sie mißtrauisch die Ohren an. Da war ja wieder dieser scheußliche Geruch, und der ging von einem unbekannten Wesen aus, das plötzlich mit plumper Vertraulichkeit ihr auf den Hals klatschte; ekelhaft war das. „Goldlilie“ schnaubte empört und warf beleidigt den Kopf hoch. „Holla“, sagte Stephan und klopfte sie beruhigend. Der alte Bogis trat heran: „„Goldlilie“ läßt sich nicht gern anfassen“, erinnert er bescheiden. „Ja, stimmt, na, dann wollen wir mal auffigen. Fritj, Sie stehen vorne und halten sie am Kopf. So, darf ich bitten, Gräfin.“ „Goldlilies“ Mißtrauen wuchs, sie wußte nicht, was von dieser ganzen Sache zu halten war. „Festhalten, Mensch“, sagte Thüningern. „So, Gräfin. Bitte.“ Lillian setzte den Fuß in den Steigbügel, Stephan faßte ihren anderen Fuß, ein Schwung, und sie saß im Sattel. Einen Augenblick war „Goldlilie“ starr, einfach starr, so eine Furchheit war ihr noch nicht vorgekommen. Aber dann holte sie tief Atem, und dann — Fritj hing sich verzweifelt an das Zaumzeug, der Stute mit aller Gewalt den Kopf herunterhaltend, um sie am Steigen zu hindern. „Goldlilie“ sah bald, so ging es nicht, aber ... und ehe Fritj nun im Gegensatz zu vorher ihren Kopf hochhalten konnte, nahm sie ihn zwischen die Vorderbeine, und dann ging die Hinterhand mit einem Schwung in die Luft, daß alles respektvoll zur Seite sprang. Stephan war gerade rechtzeitig wieder da, um Lillian aufzufangen, während Fritj sich mühte, das aufgeregte Tier zu halten. Kaum aber war „Goldlilie“ die unbequeme Last los, da kehrte ihre gute Laune wieder. Wie ein Lamm ließ sie sich von dem seizenden Fritj in die Box zurückführen, und an ihre Stelle hatte nun der brave „Sultan“ die Ehre, Frau Lillian Bredede auf der Hubertusjagd tragen zu dürfen.

„Sultan“ stand friedlich neben „Widu“ und „Harras“ als die Reiter herankamen. Gladys war in sehr heiterer Stimmung, sie hatte noch nie eine Reitjagd mitgemacht und fand die ganze Atmosphäre wundervoll aufregend und spannend. Lampenfieber hatte sie nicht, sie war ihres Pferdes und ihrer Reitkunst sicher und sah mit den erwartungsvollen Augen eines Kindes dem Kommenden entgegen. Sie wurde viel begrüßt, der Ruf ihres Reitens war ihr vorausgegangen, und in diesem Kreise hatte man Verständnis dafür, man fand es auch sehr natürlich und vernünftig, daß der berühmte

Turnierreiter sich eine Frau genommen hatte, die ebenfalls was von Pferden verstand. Thüningern sah sich nach Redern um, der sich meist in der Nähe von Gladys aufhielt. „Lieber Reder, bitte, nimm dich meiner Frau etwas an, während ich unseren Gast betreue.“

„Gern, aber ich glaube, ich bitte lieber die gnädige Frau, sich meiner anzunehmen, das scheint mir sicherer.“

„Nanu, Redern, seit wann sind Sie so zaghaft?“ neckte Reitmeister von Steinkirch, der die letzten Worte gehört hatte. „Sie alter Jagdhase sollten doch die Sache genügend kennen.“

„Kenn' ich auch, kenn' ich auch“, schmunzelte der Dide, „ich sage immer noch: Kein Graben zu breit, wenn er nur nicht zu lang ist.“

Steinkirch lachte. „Seit wann sind Sie unter die Drückerberger gegangen?“

„Seit ich mein gutes Herz für euch entdeckt habe. Wenn ich mit meinen zwei Zentnern in die Wiehe plumpe, gibt es Hochwasser, das kann ich euch doch nicht antun.“

Das Aufbruchsignal machte der Rederei ein Ende, langsam gruppierte sich der Zug der Reiter. Gladys ritt neben Redern, der ihr — während sie gemächlich dem Anlegeplatz zutrachten — die verschiedenen Jagdbrauch erklärte. „Daß man nicht nur stets hinter den Hunden, sondern auch hinter den Piqueuren bleiben müsse, weil es sonst erstens Strafe kostete und zweitens eine Todsünde für den richtigen Jagdreiter sei, anderseits sollte man sich bei einem so starken Feld wie heute doch möglichst vorne halten, um nicht zu sehr in den dicken Puff hineinzugeraten, denn sonst war die Gefahr der Karambolage bei den Hindernissen zu groß. Zumal Hubertus doch immer 'ne Masse Sonntagsreiter mitmachen, die nachher ihre Hosen nicht in der Gewalt haben“, fügte er anzüglich hinzu, als plötzlich ein rundlicher Herr im funkelnagelneuen roten Rod neben ihnen auftauchte, der vergeblich versuchte, sein schnaubendes Roß zu bändigen. „Wo wollen Sie denn hin, Doktor?“ grinste er ironisch. „Sie — haben — gut — lachen“, pöste der Rundliche, ein bekannter und sehr beliebter Anwalt, der nur eine leider etwas einseitige Neigung zu dem edlen Reitsport hatte, „im Tattersall — haben sie — geschworen, der Gaul ginge ruhig — und nun — ist er wie verrückt.“

„Na, kommen Sie man zwischen uns, so, sehen Sie, so geht es. Das macht das Jagdfieber, da werden die ältesten Krampen noch mobil.“ Der Doktor war sehr erleichtert, als sein Pferd nun zwischen den anderen beiden sich tatsächlich beruhigte. „Es ist nämlich meine erste Jagd“, wandte er sich erklärend an Gladys, „ich reite so gern, und da dachte ich es mal zu versuchen, Jagdreiten soll doch was ganz besonders Schönes sein.“

„Sicher“, meinte Redern gemüthlich, „und schließlich mehr wie runtersallen kann sie nicht.“

Mit einem Male heft es: „Achtung, rechts heran“, und dann hört man ein eigenartig schleifendes Geräusch. Gladys wendet neugierig den Kopf, da kommen sie schon heran, die Hunde, wohl an zwanzig Koppeln, schön ge-

pflegt und vor Jagdatter laut hebelnd. Gladys holt tief Atem, so herrlich hat sie sich eine Jagd nicht gedacht, sie würde von nun an immer mitreiten, vom Jernhof nach Hannover war ja nicht weit; knapp vier Stunden mit dem Wagen, das war bequem zu machen.

Jetzt sind sie auf der großen Wiese angelangt, auf der die Jagd angelegt werden soll. Die Meute wird auf die Fährte gesetzt und rast jaulend und belfernd vor Aufregung umher. Plötzlich verkündet das tiefe, volle Gebell des Leitthundes, daß er die Fährte aufgenommen hat, der Piqueur hebt das Horn, die Jagd wird angeblasen.

Die Pferde setzen sich in Galopp, eine kurze Sekunde lang hatte Gladys ein sonderbares Gefühl in der Magenegend. Es ist nicht Angst, es ist dieses halb erregende, halb irritierende Empfinden, das uns beispielsweise manchmal überkommt, wenn sich der List plötzlich nach abwärts mit uns in Bewegung setzt. Dieses gleiche Gefühl hat Gladys jetzt, als „Widu“ angaloppiert, aber nur eine kurze Sekunde, nur bis zum ersten Hindernis. Nach dem Sprung ist dieses Gefühl verschwunden, nichts lebt in ihr als derselbe Trieb, der alle Reiter und Pferde bewegt — vorwärts, nur vorwärts. Es gibt gleich zu Anfang ein paar ordentliche Sprünge, „Widu“ bewährt sich glänzend und hat so gleichmäßig ruhige Bewegungen, daß Gladys kaum im Sattel schwankt.

Das Tempo verlangsamt sich, vorn scheint etwas nicht in Ordnung zu sein, das Gebell der Meute klingt auch anders als vorher, es ist halb ein Heulen, halb ein zorniges Keifen. Der Master macht dem Jagdherrn eine Meldung, „Stopp“ heißt es dann. Die Hunde haben die Spur verloren und jagen unruhig hin und her, die gleichmäßig gesteckten Körper zeigen ebenso gleichmäßig die roten Wimpel ihrer heraushängenden Zungen. Gladys sieht sich um. Das Feld hat sich lang auseinandergezogen, immer noch kommen kleine Trupps heran, die froh sind, wieder Fühlung mit den übrigen zu bekommen. Jetzt schnauft auch Redern heran. „Donnerwetter, haben Sie ein Tempo, Baronin“, sagt er, „aber lassen Sie den Bengel nicht zu toll losgehen, sonst sind Sie eher beim Halali als die Meute mitkam dem Master.“

„Das möchte ich doch lieber nicht“, lacht Gladys, „aber haben Sie Stephan nicht gesehen?“

Der Dide will antworten, da setzt sich ziemlich unvermittelt — der Leitthund ist plötzlich wie ein Wilder auf der wiedergefundenen Spur davongeraus — das Feld in Gang, die Pferde galoppieren von selber los, und Gladys versteht mehr aus der Bewegung als aus den Worten, daß Thüngern noch weit zurück sein muß. Die Jagd geht über ein paar breite Gräben, dann kommt eine hohe Einzäunung. „Widu“ wird allmählich so vom Jagdeifer gepackt, daß er immer fester im Maul wird, Gladys versucht ihn zu verhalten, unmöglich — er ist drauf und dran, einfach abzugehen.

„Das wäre ja noch schöner, warte du“, denkt sie und sieht sich suchend um.

Vorn links, gleich nach dem Koppelried, taucht eine ziemlich große Baumgruppe auf, fast schon ein kleines Wäldchen, und als „Widu“ das Koppelried nimmt und im Sprung sich lockern muß, treibt sie ihn energisch mit aller Kraft nach links. Er gehorcht dem Zügel und rast in großem Bogen um das Wäldchen herum, während das Feld geradeaus weiterschießt. Gladys hat keine Sorge darum, sie weiß, sie holt die andern leicht wieder ein, sie will aber auf jeden Fall ihr Pferd in der Hand behalten. So versucht sie das Tempo allmählich zu verlangsamen, und als „Widu“ merkt, daß keine anderen Pferde mehr seinen Ehrgeiz aufstacheln, gibt er willig nach; aus dem Galopp wird Trab und aus dem Trab schließlich ein gleichmäßiger ruhiger Schritt. Seine Reiterin klopf ihm lobend den nassen Hals und lenkt nun langsamer um das Wäldchen herum, um sich wieder der Jagd anzuschließen. Das Feld scheint sich noch sehr viel weiter auseinandergezogen zu haben, es jagen in kurzen und längeren Abständen ganze Rudel der Rot-

ziste vorbei, einzelne Schlangen sich sogar vorsichtig zwischen den Bäumen hindurch. Dann stutzt sie. Vor ihr, zwischen hohen Büschen halb verborgen, halten zwei Reiter. Sie erkennt die zwei und reitet auf sie zu, „Widus“ ruhige Tritte sind in dem weichen Sandboden nicht zu hören. Der Mann ist abgestiegen und hat anscheinend etwas am Steigbügel der Frau geordnet. „So geht es“, sagt er befriedigt. Gladys ist allmählich so nahe gekommen, daß sie jedes Wort hört, sie will rufen, aber sie bringt plötzlich keinen Laut heraus. Der Mann ist im Begriff wieder aufzusteigen.

„Was heißt das“, lacht die Frau, „ich muß mich doch erst bedanken, komm her!“

„Du bist unvorsichtig, wenn uns hier jemand sieht?“

Die Frau wirft einen flüchtigen Blick zurück, nur nicht zur Seite, denn von dort ist niemand zu erwarten. „Ach, Unsinn, heut hat jeder genug mit sich zu tun, na?“

Der Mann tritt lächelnd noch einmal heran, die Frau beugt sich zu ihm hinab, eine kurze Sekunde — oder war es eine Ewigkeit — ruht Mund auf Mund. Dann richtet die Frau sich auf: „Siehst du, nun können wir weiterreiten.“ Der Mann wendet sich seinem Pferde zu, aber ehe er aufsteigt, greift er noch mal nach ihrer Hand und drückt seine Lippen darauf: „Meine Goldilie, meine Süße“, sagt er zärtlich, dann ist er mit raschem Schwung im Sattel, und die beiden jagen dem Felde nach.

„Widu“ ist durch das Geräusch der davongaloppierenden Stallgefährten aus seiner Behaglichkeit aufgeschreckt und setzt sich ebenfalls in Bewegung. Fünf, sechs, sieben Sprünge — dann reißt eine Faust so rucklos die Zügel zusammen, daß er sich im ersten Schreck beinahe auf die Hinterhand setzt, um dann in zornigem Aufbäumen seiner Empörung Lust zu machen. Umsonst, die Zügelhände scheinen Eisenklammern und drücken die Kandare so fest gegen sein empfindliches Maul, daß er es aufgibt und vor Entrüstung prustend stillsteht.

Immer weiter entfernt sich das Feld. Vereinzelt leuchten noch rote Röcke zwischen den Heideknicks auf, ein paar Nachzügler segeln eilig vorbei, auch der runde Doktor ist darunter, und einige große moorige Flecken auf seinem schönen neuen Rocke zeigen, daß er mit einem Graben unliebsame Bekanntschaft gemacht hatte.

Er pariert sein Pferd, als er Gladys sieht. Was war denn mit der Frau los . . . aschgrau das Gesicht und der Blick so verstört, so verängstigt, als ob sie einen großen Schreck gehabt hatte. Vielleicht war sie gefallen und hatte sich weh getan? „Ist etwas passiert, gnädige Frau, kann ich Ihnen helfen?“

Gladys schreckt zusammen und sieht in ein gutmütiges Gesicht, das sich ihr teilnahmsvoll entgegenneigt. „Nein, danke, es ist nichts“, sagte sie hastig und richtet sich mit einem Ruck im Sattel auf, „es war nur — meine Kleidung — ja, meine Kleidung war etwas in Unordnung geraten, darum mußte ich hier halten.“

„So so“, sagte er beruhigt, „aber wir müssen uns beeilen, wenn wir noch zum Halali kommen wollen, ich möchte von meiner ersten Jagd doch nicht gern ohne Bruch heimkommen. Wo sind sie denn überhaupt? Er lautete, ganz schwach klang das Gebell der Meute. „Ach da, aber kommen Sie, gnädige Frau, sonst holen wir sie wirklich nicht mehr ein.“

„Bitte, reiten Sie nur, ich komme gleich nach!“ Ein prüfender Blick, ein unmerkliches Achselzucken, dann galoppiert er ab.

„Also etwas stimmt da nicht, das ist mal sicher, aber . . . Verfluchter Schinder, paß auf, oder denkste, ich will nochmal im Graben liegen“, schimpft er, als der Gaul einen Rumppler macht. Dann sagt er weiter, den andern nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herbstkur.

Skizze von Willy Rath.

Bis tief in den Herbst, wenn der Halbfranz der Waldeshöhen, der die rauhen Winde fernhält, rotbraun leuchtet, ist's in der Kurstadt am Taunus südlich mild — bei Sonnenschein. Setzt aber regnets. Da wird es gleich herb herblich. Doch desto gemüthlicher sitzt sich's in der Kurkonditorei.

Am Tisch der mattblonden Frau Ursel nahmen zwei höfliche Herren Platz. Nicht zufällig — sagt sich Frau Ursel. Der eine, der jugendliche Bierziger, folgte ihr schon frühmorgens, sehr diskret, vom Reichshof-Schwimmbad bis an ihr Fremdenheim. Er gefällt ihr. Sie hoffte nicht mehr, in diesen späten Tagen noch einen fesselnden Menschen kennen zu lernen. Aber er hat etwas Distinguiertes, wirkt nur durch die Goldbrille älter. Kein Fehler — wenn man selber — wiewohl noch durchaus jugendlich! — immerhin schon erste Rheuma-Spürchen spürt.

Der andere, der Flachsblonde? Zu jung, zu windhundhaft. Er kam gewiß nur als Ehrenwauwau mit. Sieht so unruhig. Setzt trinkt er seinen Kaffee aus — verschluckt sich. Stapft ins Windig-Kasse hinaus.

Recht von ihm! findet Ursel. Sie ist geschieden — schuldlos, bittet! — doch darum nicht Männerhasserin. Er hat so gute Augen, der Bierziger. Zwei Goldreifen am Ringfinger: ein Witwer! Ob auch ihm eine zweite Ehe vorschwebt?

Sie kommen in eine leichte Späterienregensprache. Er berührt, etwas überraschend, das Thema Frauenmode. Vorge stellt hat er sich. Aus dem Namen Müller ist freilich nicht viel zu entnehmen.

„Gnädigste!“ fragt er und puht die Brille — „wie oft am Tage dürfen Sie sich wohl umziehen? Wir stritten gestern über die Norm.“

Sie lächelt. Dem Mann „dürfte“ geholfen werden! O, sie wird sich nicht klein machen! Der seriöse Herr scheint ein bißchen viel an Eleganz zu denken. Na — wundern soll er sich!

„Das ist kein Geheimnis!“ legt sie los. „Also — Pijama und Schwimmanzug überpringen wir — wäre Nummer eins das Frühstücksgewand, im Sommer Strandanzug, mit dem langen Beinleid. Zum Schwimmen kann ich nur sportmäßig gehen: Nummer zwei. Dann die Traubenkur. Da brauch' ich was Freundlichheites, schon mehr „angezogen“. Und sonst für den Vormittag — Kurpark, Brunnen: da geht nur ein eleganteres Kostüm — bei viel Sonne Kleid mit Pelzchen. Nacht vier und fünf. Dann ein richtiges Kleid für die Mittagstafel!“

„Nummer sechs —“ stellt er artig fest. „Sieben wäre dieses vornehme Schneidertleid jetzt. Und was wohl noch?“
Er scheint ja unerträglich! Daß er in dieser Zeit so aufs Äußere erpicht ist! Ob man ihm das abgewöhnen könnte? Aber jetzt nur weiter! „Doo, da kommt noch allerhand! Das Teetleid zum Beispiel! Dann: zum Abendessen gehört natürlich eine andere Schale als mittags. Auf's kleine Abendtisch folgt das große, wenn im Kurhaus was los ist. Sind rund zehn.“

Er nicht bedächtig. „Rund zehn. Und damit fertig?“
Irgend etwas in seinem Ton stachelt noch ihren Ehemut: „Gott, da sind noch so viele Notwendigkeiten, für die „Norm“, verehrter Herr Müller! Beispielsweise Tennis und Autofahren. humms, ist das Duzend voll! Und wenn's plötzlich sehr kühl wird? Pelz selbstverständlich, Winterlachen. Oder es gibt Extrabesuch oder auch nur einen Obststod? Oder die Dame gegenüber prokt mit einem neuen Modell? Und dann: man reitet — man fliegt gelegentlich: allemal Umzug. Umzug! Oder wie bei der Orchideenaussstellung — da muß doch das Kleid aufs Bild abgestimmt sein. Das heißt: eigentlich ja zu jedem Zimmer, zu jedem Monat.“

„Danke, danke, Gnädigste. Sie müssen also — hm — zwanzig Kleider mithaben?“

„Naja! Für einen Tag, ja, Herr Müller! Sagen wir fünfzehn. Wenn man täglich zweimal mit Fremden speist, wechselt man doch jeden Tag!“

„Freilich, freilich! Die Wette — ja, die hab' ich gewonnen!“ Er lacht, stoßweise. Blickt auf die Uhr. „Verzeihung! Eine Verabredung — beruflich. Sie sind ja öfter hier, Gnädigste, nicht wahr?“

Sie ist enttäuscht. Er geht! Scheint sich nur schwer loszureißen — aber er geht.

Und Frau Ursel wird ihn nicht wiedersehen — nie im Leben . . .

Nach zwei Tagen halb eingestandenen Wartens grüßelt sie Mittags auf einer Parkbank zwischen sonneattem Rasen und bunten, laum entlaubten Bäumen — als der blonde Windhund daherischlauft.

Sie fragt, scheinbar gleichgültig, nach dem entschwindenden Müller. Und sie erfährt: Der ist schon gestern abge-

schafft hat) — nur noch den Grund des Beschwunders:

Müllers seltsame Frau war rein verfallen auf Kleider. „Fehen, Fehen!“ grollte Herr Müller noch. Sie ruinierte ihn fast damit! Die Gnädigste hier habe er, Müller, mächtig verehrt — Kunststüd! — habe aber das mit den Kleidern um keinen Preis noch einmal erleben wollen. Und so habe er denn ja wohl das kleine Examen mit ihr inszeniert.

Aber doch nur schmeichelfast für Sie! „Iröfiet der Windhund. „Er fürchtete, schwach zu werden, wenn er nur einen Tag noch bliebe! Müller nahm's so wortgetreu! Er hatte halt die fixe Idee, nach seinem Ehepaar! Er gesehen hätten — hih! — vorgestern Abend im Ratskeller, wie er multiplizierte, noch und noch: Fünfzehn Kleider mal dreißig — gleich Vierhundertfünfzig monatlich! Oder nehmen wir bloß zehn mal fünfzehn: sind immer noch Hun—dert—und—fünfzig! Also ganz verfürort war er.“

Ursel lacht — allzu herzhast. Es verschlug ihr die Rede.

Nur sich selbst gesteht sie's: „Verdientes Mißgeschick! Wolltest überlegen sein, Ursula — wolltest ihn prüfen! Hast geschwindelt, gepaßt, gespielt! Eine Glücksmöglichkeit verspielt!“

Die Flucht war nicht nötig“, sagt sie. „Mein Kleiderreichtum hätte ihn schwerlich ruiniert! Ich schreibe da an einem Buch „Schick und Behelf“, jawohl. Und wissen Sie, wie viel Kleider ich mithabe?“

„Hm — fünfzig?“

Die Fünf stimmt, lieber Herr. Aber ohne die Null!“
Der junge Mann sinkt aufs andere Ende der Bank.

„Ich habe zwei Verwandlungsgewänder — selbstgemacht! Daraus heze ich mir, durch Abwechslung in den Teilstücken, so vierzehn bis fünfzehn! Erfinderischer Sinn spart Geld: steht auch in meinem Buch!“

„Sagenhaft!“ bewundert der Blonde. „Wenn Müller selig das geahnt hätte.“

Ursel verabschiedet ihn zerstreut. Sie fröstelt, im Sonnenschein. So spätherbstlich ist ihr auf einmal.

Von dieser Herbstkur erhoffte sie — nein, nicht mehr das Wunderbare — aber doch wohl — irgendwas. Nun bleibt ihr bloß — (aber da kann sie schon wieder lächeln) — die Lehre: „Quäle nie einen Freier zum Scherz!“

Wölfe.

Von Maria Paufel.

Das kleine Bahnwärterhäuschen an der Sibirischen Eisenbahn lag tief im Schnee begraben.

Nur das helle Fensterchen leuchtete ein paar Schritte weit in die Finkernis.

Es war eine eilige Winternacht.

Der Sturm heulte, bog die großen Bäume, die den Schienenstrang begrenzten, tief herab und wirbelte den Schnee hoch auf. Er türmte sich vor der Hütte zu einem Berg auf und schien Luft zu haben, das kleine Menschenwerk ganz und gar zuzuschütten —

Im Gegensatz zu den tobenden und schauerlichen Elementen da draußen, war es drinnen fast behaglich —

Der große Ofen verbreitete angenehme Wärme, das kleine Dämpchen freundliche Helle.

Am Tisch saß bei emsiger Nahrung eine junge Frau — neben ihr lag in einem Korb ihr schlafendes Kind.

Ab und zu blickte die junge Mutter lächelnd und glücklich auf das rosige Kindergeßicht.

Die große Uhr schlug die achte Stunde.

Leise sumnte der Samowar.

Der kleine bescheidene Raum atmete Ruhe. Frieden und Glück! Manchmal leuchtete die junge Frau ein klein wenig. Es war doch sonderbar, so allein in dem tiefen Wald — sonst war ihr Danja doch bei ihr — nun hatte er in die Stadt fahren müssen!

Gottlob, daß er morgen schon wieder zurück kam! — Heute mußte sie ihn vertreten und das Stellwerk bedienen! Nun — das war nicht schwer —

Nur vor dem Herausgehen in die Kälte, den Sturm — davor graute ihr etwas —, aber sie kannte ihre Pflicht — da half kein Murren! —

Nun trank sie ihren Tee, spielte ein wenig mit dem erwachenden Kinde — sah gähmend und sehnsüchtig nach dem hochgetürmten Bett auf der Ofenbank, das fast die Hälfte des kleinen Raumes einnahm und setzte sich dann wieder an ihre Nahrung.

So verfloß eine geraume Zeit —

Währenddessen vergaß sie nicht, nach der Uhr zu sehen. In 40 Minuten kam der Nord-Express durch, aufmerksam verfolgte sie den Zeiger.

Plötzlich ließ ein eigentümliches Geräusch sie jäh aufhorchen —

Krauste es nicht an ihrer Tür?

Der Todte der Wem — eine Wölfe herrschte Totenstille —
dann erklang langgezogenes Heulen aus dem Wald heraus —
Marcha zuckte entsetzt zusammen:
„Wölfe!“ schrie sie auf —
Schauerlich klang das hungrige Heulen der Bestien.
Marcha befreuzigte sich, ihre Hand zitterte.
Nun klang das bellende Heulen in ihrer unmittelbaren Nähe —
Die Wölfe hatten wohl die Kiege im Stall gewittert — der
Hunger trieb sie näher — wieder scharrte es an der Tür! —
Nun — es war alles gut verschlossen, die Wölfe konnten
nirgends herein — mochten sie draußen heulen! —
Die Frau beruhigte sich und nahm ihre Arbeit wieder auf.
Da durchzuckte sie ein entsetzlicher Gedanke, der sie von neuem
auffahren ließ! — Ihre Augen blickten erstarrt aus dem leichen-
blassen Gesicht — wie irre blühte sie auf die Uhr! In 15 Minuten
kam der Zug — sie mußte hinaus — hinaus in die dunkle Nacht,
wo der Tod auf sie lauerte — — — Großer Gott! was sollte
sie tun?

Wie in einer letzten Lebensstunde zogen Freud und Leid
ihres jungen Lebens an ihr vorbei — rastlos jagten die Gedanken —
blieben bei dem Abschied von ihrem Manne haften, und als wenn
es jemand dicht neben ihr spräche, so hörte sie wieder seine letzten
Worte: „Vergeiß nicht deine Pflicht, denke immer, daß das Leben
von Hunderten von Menschen in deine Hände gegeben ist, ver-
schleße um Gottes willen nicht die Zeit, ich könnte es dir nie
verzeihen, wenn durch deine Schuld ein Unglück geschähe!“ —

Lachend hatte sie seine Bedenken zerstreut —
Wieder ertönte draußen das Geheul — ihren Gedankengang
unterbrechend — —

Etwas wie kalte, finstere Entschlossenheit trat in ihr junges
Gesicht.

Ihre umherirrenden Augen trafen das Gewehr an der Wand.
— Sie mußte mit Waffen umzugehen — auch dies hatte ihr Mann
für den Fall der Not gelehrt. — Sie dachte angestrengt nach —
— ja, so mußte es geschehen, es war das einzig Mögliche — —

Sie mußte zur Tür hinaus, sie fest hinter sich zuschlagen,
sofort ein paar Schüsse abgeben, in der Hoffnung, dadurch die
Bestien zurückzutreiben — dann — so rasch es möglich war, nach
dem Stellwerk rasen und im Schutze des vorbeipolternden Zuges,
der die Wölfe erschrecken würde, zurück in ihre Hütte! — —

Ja, so und nicht anders mußte es gehen — —
Es galt, Menschenleben zu schützen — was lag an ihrem
eigenen?!

Wie hätte sie es je überleben können, wenn ein gräßliches
Unglück durch die Feigheit entstanden wäre. Und Wanjia, ach ihr
Wanjia würde es ihr ja auch nie verzeihen — —

Was nützte also dann ihr Leben?
Wenn sie aber stirbe, so würde Wanjia um sie weinen und für
sie beten — —

Eine gewisse Ruhe überkam sie.
An dem Bett des Kindes kniete sie nieder, küßte weinend
das schlafende Gesichtchen, befreuzigte sich und betete lange — —

Dann stand sie auf, nahm das Gewehr von der Wand herunter,
lud es und wandte sich der Türe zu.

Dann horchte sie in die Nacht — — —
Sie wollte erst, wenn sie den Zug von weitem hörte, heraus-
stürzen, hoffend, daß dies Geräusch die Wölfe vertreiben würde —

Nun hört sie ein fernes Rollen — das war der Zug.

In vier Minuten mußte der Zug vorbeikommen — —
Sie riß die Tür auf, schlug sie hinter sich zu — schoß blind
in die Gegend, wo schwarze Schatten sich vom weißen Schnee
abhoben — stürzte dann durch den tiefen Schnee vorwärts aufs
Bahngeleis, erreichte eine Minute vor Heranbrausen des Zuges
das Stellwerk, riß die Weiche herum und raste, während der
ratternde Zug vorbeiführte — zurück zur Hütte! — — Zitternd
vor Aufregung mit fast versagenden Kräften, riß sie die Tür auf
— und lag ein paar Sekunden später ohnmächtig vor der Wiege
ihres Kindes.

Und keiner der Fahrgäste, die teils in ruhigem Schlummer
in den Betten lagen, teils in heiterem Gepolter in dem hell-
erleuchteten Speiseraum saßen, ahnten, wie nahe der Tod in
seiner grausigsten Gestalt an ihnen vorbeigegangen war — —

Auch Marcha war sich in ihrem selbstverständlichen Pflicht-
gefühl vielleicht nicht klar darüber, welch einen Heldenmut sie
durch ihre kühne Tat bewiesen!

Nur der Spiegel erinnerte sie jeden Tag daran — — ihr
Haar war in jener Stunde ergraut.

Befiegt.

Von Julia Alice Windmüller.

Hart und schwer fällt die Faust des Bauern auf den
Tisch; seine zornsprühenden Augen blicken verächtlich auf
eine Zeichnung, welche auf demselben ausgebreitet liegt.
„Wasser, so höre doch, sieh einmal, wie wunderbar das ist!“
Glehend und erklärend gleitet der Sohn mit seinem Finger

über die vielen Striche und Zeichen. „Ratsch, ratsch! Ber-
nichtet war die Arbeit kostbarer Stunden, und zornbebend
weist der Bauer auf die Tür. „Noch bin ich hier Herr im
Hause, hast du mich verstanden, oder . . . ? Deine neu-
modischen Ideen sind hier nicht am Platz. Wie der Vater
und Großvater es taten, mache ich es auch, und fügst du dich
nicht willig, kannst du gehen! Dort ist die Tür!“ „Vater,
Vater“, beschwichtigt die Bäuerin, „laß doch den Jungen!“
„Nimmermehr!“ Zur Befestigung seiner Worte reißt er
das zerfetzte Papier vom Tisch, wirft es auf den Boden und
stampft darauf mit seinen groben Feldstiefeln. Begütigend
zieht ihn die Frau aus der Stube, nicht ohne einen besorgten
Blick auf den Sohn zu werfen, der mit bleichem, verbissenem
Gesicht auf den Boden starrt. Kindlicher Gehorsam und er-
wachender, männlicher Stolz kämpfen einen bitteren Kampf.
Hastig bückt er sich und schreibt auf einen Zettel, den er auf
die Mitte des Tisches legt; noch einmal sieht er sich in dem
vertrauten Raum um, und mit einem leisen, zärtlichen „Webe
wohl, Mutter, ich kann nicht anders“, eilt er hinaus in die
finstere Nacht.

Unheimlich still ward's im Bauernhaus, nachdem es der
Junge verlassen. Niemand wagt von dem Geschehenen zu
reden. Als Monat und Monat verstreicht, und kein Lebens-
zeichen verrät, wo der Sohn weilt, packt es den Bauern mit
jähler Macht. Wenn der Sturm sein Klageklage um das Haus
heult und das Eis krachend auseinanderberstet, flieht ihn
der Schlaf, und seine fieberheißen Augen versuchen die
Finsternis zu durchdringen. Oftmals auch geht er an die
Tür, um zu sehen, ob jemand Einlaß begehrt. Doch höhnend
knallt der Sturm sie zu, oder der Regen klatscht ihm in's Ge-
sicht; übernünftig, durchkältet und müde geht er hinaus in
die Felder. Allmählich wird seine stolze Haltung gebückt,
tiefe Furchen durchziehen sein Gesicht, und sein Haar wird
dünn und verbleicht.

Anders die Mutter. Sie kennt den unverdorbenen
Charakter ihres Sohnes; sie schließt ihn jeden Abend mit
inbrünstigem Flehen in ihr Gebet ein, und sie wartet gedul-
dig auf den Tag seiner Wiederkehr. Als das Weihnachtsfest
naht, und der Postbote ihr eines Tages ein Paket überreicht,
hält sie es lange sinnend auf dem Schoß, ehe sie die Hülle
löst. Sie weiß, wer ihrer gedenkt. Dann hält sie ein weiches,
warmes Tuch in den Händen, und auf einem weißen Zettel
steht: „Hülle dich ein in meine Liebe!“ Weiter nichts, als
diese wenigen Worte, und doch bergen sie einen Reichtum an
Glück und Freude für die vereinsamte Frau. Immer wieder
hüllt sie ihr Gesicht in die feine, weiche Wolle, aus der ihr
entgegenströmt, wonach ihr Herz sich seht. Traumhaft zieht
das Leben ihres Einzigen an ihrer Seele vorüber. Er war
so ganz anders als seine Spielkameraden, so versonnen und
grübelnd, so forschend und belesen. Von allem wußte er Be-
scheid und ging wie ein Großer durch die Ställe und Felder
mit ernstem Gesicht und wichtiger Miene. Jeden ersparten
Pfennig wandte er an, um Bücher zu kaufen und Zeichen-
papier. Während die Burschen im Dorf sich lustig im Tanz
drehten, saß er daheim in emsigem Fleiß über seine Arbeit
gebeugt. Heimlich, ganz heimlich, damit es der strenge Vater
nicht merkt, bis er ihn eines Tages dabei überraschte und
sein Zukunftsstraum jäh zerbrach.

Mittrauisch blickt der Bauer auf sein Weib, wenn er
merkt, daß sie in des Sohnes Kammer weilt und sich hernach
bemüht, die rotgeweinten Augen vor seinen strengen Blicken
zu verbergen. Da geschah es, daß der Bauer vom Heuwagen
stürzte und lange Zeit das Bett hüten mußte. Die Lange-
weile plagte ihn, und was noch nie zuvor geschehen, er ver-
langte zu lesen. Eines Morgens fand er das Bild eines
großen, schlanken Mannes in einer Zeitschrift, und darunter
stand der Name seines Jungen.

Mit weit aufgerissenen, schredenstarrten Augen betrachtet
er es. Das sollte Heinz sein, sein Fleisch und Blut? Diese
siegesfrohe, glückliche Miene sollte dem gehören, den er
„Dudmäuser“ scheltend und fluchend genannt, den er nicht
für würdig hielt, das Erbe seiner Väter anzutreten?

Die Brille ward auf einmal so beschlagen; oder waren es
Tränen, die ihn beim Lesen hinderten? Energisch wischt er
sie fort. Nicht flennen wie ein altes Weib, lesen wollte er,
was man über ihn schreibt, der ihm stets so fremd gewesen,
trotzdem er sein Fleisch und Blut war. Und dann kam plötz-
lich ein lautes Schluchzen aus seiner Kehle. „Mutter,
Mutter!“ ruft er der herbeieilenden Frau zu, „Mutter, rufe
unseren Jungen zurück!“

Eng umschlungen halten sich zwei Menschen, und groß
und mächtig glüht in des Bauern Herzen empor, was einst
von einer starren Kruste eisig umklammert war. — —